

Überblick

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Quellen und Forschungen zur Bündner Geschichte**

Band (Jahr): **33 (2016)**

PDF erstellt am: **18.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

1 Überblick

1.1 Die Gründungsgeschichte des ersten *Gott hilft*-Heims

In einem düsteren Hauseingang in Chur entdeckte die Heilsarmeeoffizierin Babette Rupflin-Bernhard eines Abends während des Ersten Weltkrieges ein kleines Mädchen und seine Mutter. Die verzweifelte Frau wollte sich und dem Kind das Leben nehmen. Babette Rupflin versuchte zu helfen, indem sie das Mädchen vorübergehend bei sich aufnahm. Die Verpflichtungen der Heilsarmee zwangen sie jedoch bald, das Kind wieder in sein altes Elend zurückzugeben. So wird die Geschichte erzählt, die dazu führte, dass Emil und Babette Rupflin 1916 ein erstes Kinderheim gründeten.¹

Für die Verwirklichung dessen, was das Ehepaar als Auftrag Gottes sah, mussten sie schweren Herzens die Heilsarmee verlassen. Diese war nicht bereit, mitten im Krieg in Graubünden ein Kinderheim ohne gesicherte finanzielle Grundlage zu eröffnen. Aber Emil Rupflin packte die Aufgabe, die zu seinem Lebenswerk werden sollte, mit unglaublicher Energie an. Dabei konnten die Rupflins auf zwei Mitstreiterinnen und ein gutes Netz christlicher Freundinnen und Freunde zählen. Innerhalb weniger Tage fiel der Entscheid, die alte Glockengiesserei Theus in Felsberg zu mieten, und am 21. August 1916 «weihten wir uns [...] dem Herrn für den Dienst an heimatlosen Kindern».²

Das Gewerbehaus war in einem erbärmlichen Zustand; feucht und schimmelig, voller Mäuse und Ungeziefer, ohne elektrischen Strom. Aber noch während die ersten Gaben für Renovationen eintrafen, füllte sich das Haus mit Kindern. Aufgenommen wurden Kinder ab Geburt und bleiben konnten sie in der Regel bis zur Konfirmation. Entgegen dem, was Emil Rupflin in seinen Erinnerungen schreibt, war es nicht das erste Heim für kleine Kinder im Kanton Graubünden. Jedoch fiel die Gründung des Heims in Felsberg zeitlich mit der Schliessung des Kinderheims in der Villa Fontana in Chur zusammen. Die Villa wurde zum Frauenspital umgebaut und mehrere der Fontana-Kinder kamen nach Felsberg.³

Den Namen *Kinderheim Gott hilft* erhielt das Heim von einer der Mitarbeiterinnen der ersten Stunde. Der Name war und ist Programm. Für die Rupflins und ihre Mitarbeitenden zeigte sich Gottes Wille in beinahe täglichen «Gebetserhörungen». Sie beteten für die Bedürfnisse des Heims sowie für die eigenen. Wenn das Anliegen Gottes Absicht entspräche, würde das Gebet erhört, war ihre feste Überzeugung. «Für uns Mitarbeiter ist dieser Name weder Zeit- noch Modesache, sondern vielmehr eine Erfahrung», betonte

die Stiftung noch später.⁴ Aus demselben Grund wehrte sich Emil Rupflin zeit seines Lebens gegen eine finanzielle Unterstützung durch den Staat oder durch gemeinnützige Organisationen. Sein Werk wollte er nur gegenüber Gott verantworten. Konkret bedeutete dies, dass er auf Spendenaufrufe verzichtete, Gaben aber annahm.

Die Lebensbedingungen

Die ersten *Gott hilft*-Heime entstanden sozusagen aus dem Nichts. Anders als bei anderen Heimgründungen, stand weder eine wohltätige Stiftung noch ein Erbe zur Verfügung. So mussten laufende Ausgaben grösstenteils mit Gaben und aus dem Verkauf landwirtschaftlicher Produkte gedeckt werden. Bei den späteren Heimen handelte es sich um Legate oder sie wurden aus Mitteln von Legaten bezahlt. Das Kostgeld betrug anfänglich 50 Rappen bis 1 Franken pro Tag und konnte längst nicht von allen Eltern bezahlt werden. Die Kinder trugen geschenkte Kleider und gingen vom Frühling bis Herbst meistens barfuss. Es gab keine staatlichen Subventionen. Ohne die Landwirtschaftsbetriebe hätten die Heime kaum existieren können; die Selbstversorgung spielte eine entscheidende Rolle. Die Mitarbeitenden arbeiteten für Gottes Lohn; sie erhielten lediglich ein Taschengeld, Kost und Logis. Der Lebensgemeinschaft der Erwachsenen und der Kinder fehlte es in den ersten Jahren an allem. Auch später stellten Personalnot, Überforderung und ständige Umbauten die Heime vor grosse Probleme. Der Lebensstandard blieb bis Ende der 1950er-Jahre äusserst bescheiden. Dennoch: Trotz eindrucklicher Expansion verbesserte sich die finanzielle Situation in den ersten vierzig Jahren deutlich. Dazu leisteten die Kinder mit ihrer Arbeit einen entscheidenden Beitrag. Ihr harter Alltag unterschied sich wenig vom Alltag ländlicher Familien zu dieser Zeit.⁵ Und die Gaben aus einem wachsenden Freundeskreis erlaubten es, nach und nach die Wohnlichkeit der Heime deutlich zu verbessern und für die Kinder Spielplätze anzulegen.

1.2 Ein *Gott hilft*-Heim nach dem andern: 1916–1945

Die widrigen Umstände der ersten Heimgründung in Felsberg konnten ein rasches Wachstum der *Gott hilft*-Heime in den folgenden dreissig Jahren – unter ebenso schwierigen Umständen – nicht verhindern. Bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges gehörten 13 Kinderheime zur Stiftung, davon drei mit einer Schule und vier mit einem Landwirtschaftsbetrieb. Über 300 Kinder lebten in den Heimen (vgl. Grafik).⁶ Emil Rupflin und

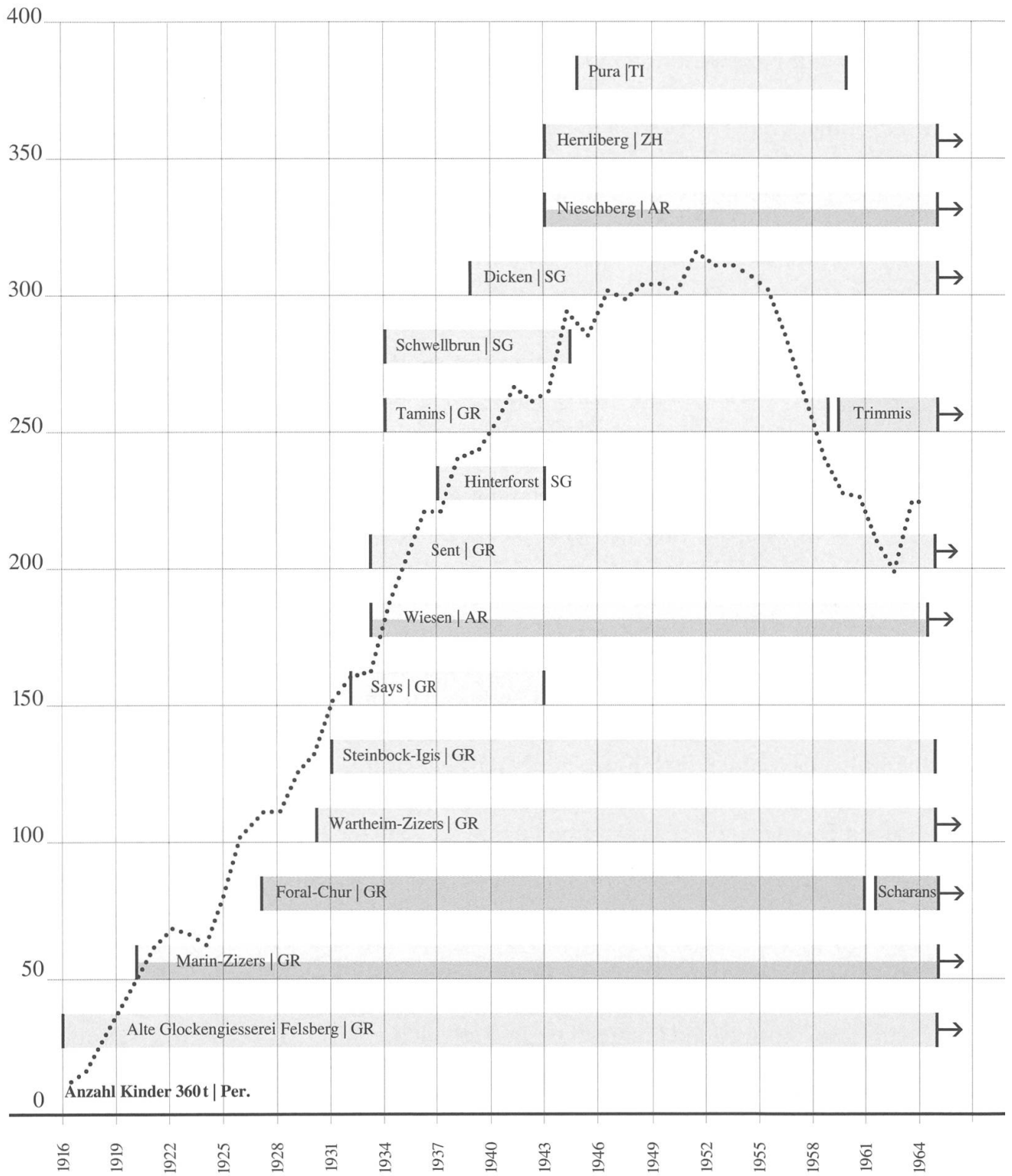
seine Mitstreiterinnen hatten mit hohem Engagement ein mittelgrosses Unternehmen aufgebaut.

In Felsberg wurde kurz nach der Heimgründung eine weitere Wohnung hinzu gemietet. Die Rupflins hatten die Glockengiesserei einer Hausmutter anvertraut und zogen noch im Gründungsjahr mit ihrem Sohn Samuel in diese benachbarte Wohnung, die bald selber zum Kinderheim wurde. «Wir sagten uns, wenn Kinder kommen und vorerst nicht genug Betten vorhanden sind, dann machen wir aus Kisten Schlafstätten und füllen sie mit Laubsäcken; wenn nur arme Kinder ein Heim finden, wo sie mit Liebe umgeben im Sinne Jesu erzogen werden können.»⁷ Zwei Jahre später erwarb Emil Rupflin in Zizers das Bauerngut Marin. Es handelte sich um ein «verlottertes Herrenhaus» mit einer grossen Landwirtschaft.⁸ Soweit die Gaben reichten, wurde es ein erstes Mal saniert und im Sommer 1920 zog die Familie Rupflin mit einer Kindergruppe nach Zizers, wo gleich die erste Ernte einzubringen war. Das Heim in Zizers versorgte von da an sich selbst und die Heime in Felsberg mit Milch, Obst, Beeren, Gemüse, Kartoffeln und Getreide. Bereits 1924 wurde im Haus Marin unter Mithilfe aller Kinder eine Heimschule gebaut, die sogar eine Turnhalle besass.

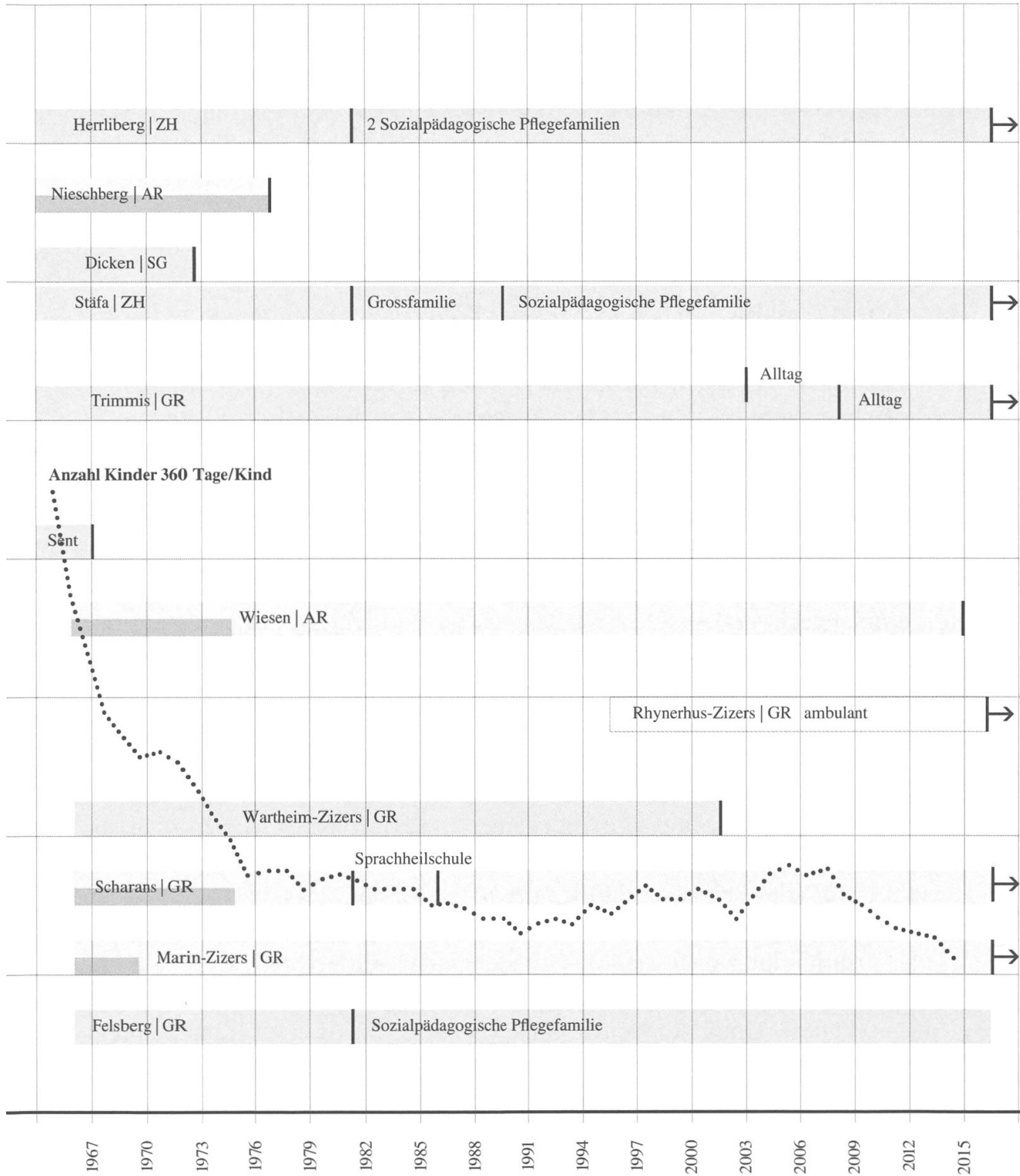
Mit der Übernahme der *Bündnerischen Rettungs- und Waisenanstalt* Foral in Chur erreichte das Unternehmen 1926 eine Grösse, die die Organisation in einer Stiftung nahelegte.⁹ So verlangte es auch der Kanton. Deshalb wurde am 16. Januar 1927 die Stiftung *Kinderheim Gott hilft* gegründet. Das neue Heim Foral verfügte ebenfalls über eine Landwirtschaft. Hausmutter wurde eine Witwe, die hier mit ihren vier Töchtern und mit 35 Knaben zusammen lebte. In Felsberg unterstanden 23 Mädchen im Alter von 3 bis 15 Jahren einer der Mitgründerinnen als Hausmutter, während in Zizers 82 Kinder und Jugendliche beiderlei Geschlechts zwischen 0 und 16 Jahren mit den Rupflins als Hauseltern lebten. Somit zählte die Stiftung nun 43 Mitarbeitende und 140 Kinder (ohne die Kinder der Mitarbeitenden).

Das Wachstum der Stiftung *Kinderheim Gott hilft* stand dem schweizerischen Trend entgegen: Gesamthaft nahm die Zahl der Heimplätze für Kinder in diesen Jahren eher ab, während *Gott hilft* weiter wuchs.¹⁰ 1930 wurde das Haus «Wartheim» in Zizers in Pacht genommen und zu einem kleinen Kinderheim ausgebaut. 1931 erwarb die Stiftung das ehemalige Restaurant «Steinbock» in Igis. Es wurde das fünfte Kinderheim und Zentrum für den neu aufgebauten volksmissionarischen Dienst.¹¹ 1933 wurde im rätoromanisch-sprachigen Sent ein Heim eröffnet und im gleichen Jahr erhielt die Stiftung die «Rettungsanstalt Wiesen» in Herisau als Geschenk – ein weiteres Heim für drei Kindergruppen mit einer Heimschule und einer Landwirtschaft. Es folgten 1934 das Heim Hinterforst im Kanton St. Gallen und 1935 ein Kinderheim in Tamins sowie ein Heim im toggenburgischen Dicken. Ein weiteres Haus in Schwellbrunn,

Gott hilft-Heime 1916 bis 1965



Gott hilft-Heime 1966 bis 2016



ebenfalls im Kanton St. Gallen, wurde nach wenigen Jahren als Kinderheim wieder aufgegeben. Es war baulich nicht als Kinderheim geeignet; stattdessen wurde es später als erstes Altersheim für die Stiftung genutzt.

Da der ordentliche Schulunterricht insbesondere für die schwachen Schülerinnen und Schüler unter den Heimkindern ein ständiges Problem darstellte, eröffnete die Stiftung 1932 in Says ob Trimmis eine *Sonderschule für Schwachbegabte*. Die Sonderschule von Says zog 1943 in die wesentlich grössere Villa Buff auf dem Nieschberg bei Herisau um. Mitten im Zweiten Weltkrieg (1943) übernahm die Stiftung *Gott hilft* eine Stiftung im Kanton Zürich und deren zugehöriges Heim für zwanzig Kinder in Herrliberg. 1946 folgte als vorerst letztes neues Kinderheim das *Dio aiuta* im Tessinerdorf Pura.

Die christliche Motivation der Gründer

Babette und Emil Rupflin betrachteten das Elend vieler Familien und Kinder während der ersten Weltkriegsjahre mit tiefer Empörung. Sie waren bereit zu handeln, um das Los der Kinder ein wenig zu verbessern. Mit ihrem sozialen Engagement erfüllten sie eine Aufgabe, die in der Zwischenkriegszeit vielen Christinnen und Christen zuteilwurde. Das Massenelend überforderte die öffentliche Fürsorge der Gemeinden; Kantone und Bund vertrauten auf die karitative Hilfe privater Institutionen.¹² Dem jungen *Gott hilft*-Werk wurde darum auch viel Vertrauen entgegengebracht. Aufgrund ihrer eigenen Lebenserfahrungen sah das Ehepaar seine Aufgabe in der Betreuung der Heimkinder recht realistisch: «Wir können uns ja nicht gründlich genug in die Lage von elternlosen [!] Kindern hinein versetzen. Da kann kaum genug getan werden, um ihnen Licht und Sonne samt jener Liebe zu geben, die sie nicht verhätschelt, sondern tüchtig macht, um den Kampf, der in der Welt auf sie wartet, siegreich zu bestehen.»¹³ Diese Einstellung entsprach genau der Erwartung der Zuweiser und der Politik an die damaligen Kinderheime.

Aber die Pläne des Ehepaars und seiner ersten Mitarbeiterinnen gingen weiter. Indem sie den Kindern eine bessere «Heimat» gaben, würden sich diese auch für «das Schöne und Edle» gewinnen lassen.¹⁴ «Heimat» bildete ein Synonym für die christliche Familie und somit für einen geschützten Ort für Kinder. Damit folgten die *Gott hilft*-Gründer einem weit verbreiteten Idealbild ihrer Zeit. «Heimat» bedeutete in dieser Vorstellung aber ebenso Bekehrung zu Jesus.¹⁵ Diese Motivation spricht aus folgendem Fazit einer Hausmutter:

«81 Kindern durften wir im Laufe der letzten Jahre dienen. Wir versuchten, ihnen die verlorene Heimat zu ersetzen, sie zu treuer Erfüllung ihrer Pflicht zu erziehen und ihnen unseren Herrn und Heiland lieb zu machen, der ihnen helfen will, ihre Nöte und Schwierigkeiten

in ihrem Charakter zu überwinden. Oft gab es Kämpfe, oft schwere Zeiten der Opposition; aber auch da durften wir immer wieder ‹Gott hilft› erleben.»¹⁶

Die Hausmutter benannte zentrale Motive der *Gott hilft*-Gemeinschaft der ersten dreissig Jahre: Den Kindern, die ins Heim kamen, sollte gedient werden, indem man ihnen ein christlich-bürgerliches Familienleben vorlebte, mit allen Werten, die darin enthalten waren. Die Erziehung zur Pflichterfüllung war dabei entscheidend.¹⁷ Getreu dem protestantischen Glaubensbekenntnis zeigte sich das Schöne und Edle im Menschen in seiner Tüchtigkeit. Die Hausmutter realisierte durchaus, dass die Aufgabe in Anbetracht der eingewiesenen Kinder und ihrer Probleme nicht einfach war. Deshalb war es ihr so wichtig, diesen Kindern einen aktiven Glauben zu vermitteln, denn sie war überzeugt, dass die schwierige Aufgabe nur mit Gottes Hilfe gelingen konnte. Die Bekehrung zu einem aktiven christlichen Glauben bildete für die Pioniere der Stiftung Teil ihres Auftrags.

Die Stiftung wurde früh Mitglied des *Schweizerischen Verbandes für Innere Mission und Evangelische Liebestätigkeit* und errichtete in den 1930er-Jahren neben den Kinderheimen ein Zentrum für christliche Lehre in Igis, den sogenannten volksmissionarischen Dienst.¹⁸ Damit stellte sie sich in die Tradition einer Bewegung, die den ‹christlichen Sozialismus› anstrebte.¹⁹ Die *Innere Mission* war im 19. Jahrhundert als christliche Antwort auf die soziale Frage ins Leben gerufen worden. Sie kritisierte die vorwiegend unpolitische Haltung der Kirche gegenüber dem Massenelend, das die Industrialisierung hervorgerufen hatte, trat aber auch gegen den ‹gottlosen› Sozialismus von Marx an.

Eine deutlich untergeordnete Rolle spielte für Emil Rupflin die Pädagogik als Theorie und praktische Umsetzung von Erziehung. Solange die Mitarbeitenden Gott in Liebe zugetan blieben, waren sie befähigt, Kinder zu erziehen. Damit stand die Stiftung nicht allein; in allen Kinder- und Jugendheimen anfangs des 20. Jahrhunderts verfügte das betreuende Personal in der Regel über keine pädagogische Ausbildung, jedoch über eine christliche Ausrichtung.²⁰

Ausbau der Strukturen

Die Pionierphase verlief stürmisch. Keines der neuen Heime war von langer Hand geplant. Viel Improvisation, viel Aufopferung und ein ungebrochenes Vertrauen in Gott dominierten in den ersten Jahren. Ein struktureller Ausbau erfolgte erst allmählich. Drei der wichtigsten organisatorischen Schritte seien hier erwähnt:

Emil Rupflin (1885–1966)

Emil Rupflin wurde 1885 in Lindau (Deutschland) als ältester Sohn geboren. Der Vater, ein Pflasterer, war so streng, dass der 11-jährige Sohn sich eines Tages nicht mehr mit einem Strafzettel der Schule nach Hause getraute und floh. Der darauf folgende Ausschluss aus dem Gymnasium traf ihn hart. Eine Konditorlehre brach er ab. Er wurde krank und als junger Mann schliesslich von Ärzten in die Schweiz geschickt, wo seine Eltern mittlerweile in Zürich lebten. Der Vater war Alkoholiker geworden und die Mutter versuchte verzweifelt, die Familie über Wasser zu halten. Emil unterstützte sie, oft zornig, einsam und ratlos. Eine Begegnung mit der Heilsarmee ergriff ihn und nach vielen inneren Kämpfen bekehrte er sich. Er wurde Soldat und schliesslich Heilsarmeeoffizier.²¹

Rupflins Stärke war sein unerhörter Antrieb durch den Glauben. Beinahe täglich sah und berichtete er von Gebetserhörungen, die ihn in seinen Entscheidungen bestärkten. Er verfolgte immer neue Ideen und arbeitete unermüdlich. Mit zunehmendem Alter, als Rupflin die grossen Probleme nicht mehr wahrhaben wollte, flüchtete er sich in einen Aktivismus. So schrieb sein Chronist über den 75-jährigen: «Jeder Baum, der gefällt, jeder Strauch, der im Garten gepflanzt werden soll, wird von ihm bestimmt.»²² Emil Rupflin blieb ein Einzelgänger und reagierte an der Spitze der Stiftung äusserst empfindlich auf Kritik. 1933 erlitt er nach einer internen Diskussion einen Zusammenbruch: «Die Worte von N. N. zerschmetterten mich. Ich musste weichen, ich war ungehorsam, indem ich [...] einer Diskussion Raum gab, die dann wohl die Herzen offenbarte und zeigte, dass wir nicht einmütig beisammen waren und der Geist Gottes deshalb auch keinen Raum fand.»²³ Er hätte keinen anderen Platz als den des Patriarchen einnehmen können. «Als Mann des Glaubens und der Inspiration waren ihm demokratische Hilfsmittel eher lästig [...]», stellte sein Sohn später fest.²⁴

Von Erziehung hatte er eine eher praktische Vorstellung, er verglich sie oft mit einem Garten, der zu hegen sei. Aber er war nicht weltfremd: «Wir dürfen nicht zu sehr weltabseits stehen mit der Erziehung unserer Kinder. Wir müssen sie doch in die Welt zurückgeben. Aber sehen wir, dass dieselben mit einem inneren Gehalt in der Welt stehen.»²⁵ Er bewunderte Johann Heinrich Pestalozzi und einige Exponentinnen und Exponenten der Rettungshausbewegung wie Eva von Thiele-Winckler, blieb aber in seiner pädagogischen Haltung autonom.²⁶ Seine Wertvorstellungen waren die eines überzeugten Reformierten, der die gesellschaftlichen Veränderungen nach 1945 wenig wahrnahm. Emil Rupflins Verdienst war es, aus dem Nichts und ohne staatliche Hilfe eine der grossen Kinderheimstiftungen der Schweiz aufzubauen. Er war aber nicht der Mann, der die Stiftung nach dem Zweiten Weltkrieg in eine gedeihliche Zukunft führen konnte. Sein Verharren in überholten Vorstellungen schadete der Stiftung in seinen letzten Lebensjahren.

1. Einen fundamentalen Umbau erfuhr die Stiftung anfangs der 1930er-Jahre, als sie zum sogenannten *Familiensystem* überging. Das Familiensystem «simulierte» mit einer Hausmutter oder mit Hauseltern, die mit Vater und Mutter angesprochen wurden, die Familienstruktur.²⁷ Die Kinder wurden in kleinere, alters- und geschlechtergemischte Gruppen aufgeteilt und einer Heimfamilie zugeordnet. Geschwister sollten wenn möglich zusammen aufwachsen können. Das Familiensystem benötigte wegen der kleineren Gruppen mehr Personal, was der Betreuung der Kinder zugutekam, die Stiftung indes vor grosse Rekrutierungsprobleme stellte. Familiensysteme waren bereits seit dem 19. Jahrhundert durch die Rettungshausbewegung in Deutschland bekannt, wurden aber in der Schweiz erst allmählich übernommen.²⁸ Die Stiftung *Kinderheim Gott hilft* stellte nicht als erste, aber relativ früh auf das neue System um. Aus organisatorischen Gründen verlief der Umbau jedoch – wie in anderen Heimen – lange nicht immer konsequent.

2. Die Gründung von eigenen *Heimschulen* hatten die Pioniere ursprünglich nicht vorgesehen. Der Anstoss dazu kam von den Schulgemeinden, die durch die vielen Heimkinder, die in die an sich schon grossen Klassen integriert werden sollten, überfordert waren. Also entschied sich die Stiftung für interne Schulen und suchte dafür Lehrpersonen. Nebst einem normalen Primar- und Oberstufenunterricht in Kleinklassen bemühte sich die Stiftung ab den 1930er-Jahren zusätzlich um einen spezialisierten Unterricht für schulschwache Kinder. Ende der 1930er-Jahre zeigte sich, dass Heime mit interner Schule gefragter waren als diejenigen ohne. Dennoch blieben die Heimschulen eine ständige Herausforderung für die Stiftung, da es selten gelang, genügend und vor allem langfristig interessierte Lehrkräfte zu finden.

3. «Vater Rupflin» – wie Emil Rupflin von Kindern und Mitarbeitenden genannt wurde – hielt zeitlebens die Zügel fest in der Hand. Ab 1927 forderte er allerdings den Heimmüttern und -vätern mehr Verantwortung ab, indem er die einzelnen Heime als «Profitcenter» organisierte. Er folgte dabei dem Grundsatz: «Jedes Heim glaubt für seine Bedürfnisse.»²⁹ Das bedeutete, dass jedes Heim für seine eigenen Bedürfnisse zu beten und zu wirtschaften hatte. Manche Heimmutter und mancher Heimvater stöhnten unter der strikten Anforderung Rupflins, keinerlei Schulden zu machen und die anstehenden Rechnungen innert Wochenfrist zu bezahlen. Es widersprach sogar dem tiefen Glauben an die Hilfe Gottes ein Budget aufzustellen. Aber alle Heime überlebten, wenn auch unterschiedlich gut; in Härtefällen half in späteren Jahren die Zentralverwaltung der Stiftung aus.



Das junge Ehepaar Babette und Emil Rupflin (Mitte hinten) konnte sich bald mit 33 Kindern und neun «Dienenden» im Garten des Kinderheims von Felsberg präsentieren (Aufnahme von 1918).

1.3 Beinahe das Ende: 1945–1966

Gegen Ende des Zweiten Weltkriegs traten Emil und Babette Rupflin die Leitung des Kinderheims in Zizers an ihren Sohn Samuel und dessen Frau Marguerite Rupflin-Knecht ab. Emil Rupflin behielt die Gesamtleitung der Stiftung bei. Zudem verlagerte er sein «Werk» auf weitere Zweige: Ein Hotel in Seewis im Prättigau verstärkte den volksmissionarischen Dienst und auch an ein Altersheim für die älteren Mitarbeitenden musste allmählich gedacht werden. Infolge dieser Angebotserweiterungen erhielt die Stiftung 1959 neu den Namen *Stiftung Gott hilft*. Diese Entwicklungen werden hier nicht weiter verfolgt, da die vorliegende Arbeit sich auf die Geschichte der Kinderheime und deren Pädagogik konzentriert.³⁰

Bei den bestehenden Kinderheimen setzte ein Modernisierungsschub ein. Die Hochkonjunktur der Nachkriegszeit führte dazu, dass 1962 das Churer Heim Foral aus städtebaulichen Gründen verkauft werden und das Heim in Tamins einer Strassenerweiterung weichen musste. Als Kompensation baute die Stiftung erstmals neue Gebäude: 1963 wurde das Sonderschulheim für Lernbehinderte in Scharans eröffnet. Das neue Heim entsprach mit seinen Wohnpavillons für die Kindergruppen dem damaligen Standard für Heimbauten. Ergänzt wurde das Scharanser Heim wiederum mit einem Landwirtschaftsbetrieb. 1967 konnte der Neubau des Heims in Trimmis, das dasjenige von Tamins ersetzte, eingeweiht werden.³¹

Ein neues Heim war 1961 noch hinzugekommen, ein Familienheim in Stäfa im Kanton Zürich. Dennoch lebten längst nicht mehr so viele Kinder in den *Gott hilft*-Heimen. Statt 313 Kinder wie 1947, waren es 1967 nur noch 158 Kinder. Höhere Betreuungsstandards und grosszügigere Platzverhältnisse hatten dazu beigetragen, ebenso die Schliessung der Heime in Pura 1960 und in Sent 1965.

Das *Gott hilft*-Werk war zu einer bekannten Institution geworden. Im Sommer reisten jeweils interessierte Gäste aus dem Unterland an und liessen sich durch die Kinderheime führen. Für Emil Rupflin selbst wurde aber alles allmählich zu viel. Die Mitarbeiterschaft war überaltert und litt nicht nur unter der Arbeitsbelastung, sondern auch unter ihrem pädagogischen Unwissen. Rupflin erkannte die Dringlichkeit der fachlichen Ausbildung nicht. Eine Kehrtwende gelang erst mit der Berufung von Heinz Zindel-Sartorius als neuem pädagogischen Leiter der Stiftung Mitte der 1960er-Jahre. Zindel war Heilpädagoge, seine erste Aufgabe bestand in der Gründung einer Heimerzieherschule. Gleichzeitig übernahmen Pfarrer Gottfried Rade, Samuel Rupflin und Heinz Zindel als Dreiergremium die Leitung der Stiftung. Emil Rupflin war dazu nach einem Schlaganfall nicht mehr in der Lage. Er starb

am 5. November 1966, nachdem er die Geschicke der Stiftung *Gott hilft* während fünfzig Jahren geleitet hatte.³²

In einem weiteren Punkt drängte sich ein Umdenken auf: 1955 hatte der Kanton Graubünden eine Verordnung zur Bewilligung und Aufsicht der Kinderheime erlassen. Die Stiftung musste nun mit dem Kanton zusammenarbeiten; die Zeiten von Rupflins Alleingängen waren vorbei. Als Ende der 1950er- und in den 1960er-Jahren auch das Jugendstrafrecht angepasst und die Invalidenversicherung (IV) eingeführt wurden, ergab sich für Kinder- und Jugendheime die Möglichkeit, Bundessubventionen zu erhalten. Die Nachfolger Rupflins gaben dessen Zurückhaltung gegenüber dem Staat auf, denn Heime zu führen war teuer geworden.

1.4 Die Professionalisierung: 1966–1990

Dank der neuen Heimerzieherschule und der pädagogischen Unterstützung der Mitarbeitenden durch Heinz Zindel erhielt die Entwicklung der Stiftung neuen Schwung und öffnete sich fachlich gegen aussen. Zwischen 1965 und 1975 wurden 15 Heimleiterposten neu besetzt. Die neue Schule bildete Sozialpädagogen und Sozialpädagoginnen aus, die schon im Praktikum die *Gott hilft*-Heime unterstützen konnten und – im Idealfall – nach der Ausbildung der Stiftung treu blieben. Bis endlich in jeder Kindergruppe ausgebildetes Personal arbeitete, dauerte es aber noch zwanzig Jahre.³³

In den 1980er-Jahren wurde die Dreierleitung nach dem Altersrücktritt von Samuel Rupflin vorübergehend auf fünf Köpfe erweitert. Heinz Zindel blieb der pädagogisch Verantwortliche und der Gesamtleiter. Der Betrieb wurde neu strukturiert und die Hierarchien verflachten sich gegenüber den Pionierzeiten. Die zentrale Verwaltung wurde professionalisiert und mit einem ersten Kleincomputer ausgerüstet.

Das sogenannte Kostgeld hatte sich 1973 gegenüber den Anfangsjahren teuerungsbereinigt mehr als versechsfacht.³⁴ Finanziell entscheidend waren für die Stiftung nun die Sonderschulheime mit einer Beitragsberechtigung der IV bzw. des Bundesamtes für Justiz, die es ermöglichte, weniger eigenständige Angebote der Stiftung finanziell zu unterstützen. Bis in die 1990er-Jahre gelang es der Stiftung ihren Finanzbedarf trotz Kostenexplosion im Altersheim, trotz erheblich mehr Personal in den Kinderheimen und trotz enorm hohen Aufwendungen für Sanierungen und Renovationen zu konsolidieren. Danach erfolgten teilweise Engpässe aufgrund von Belegungsschwankungen in den Heimen.³⁵

Der Bedarf nach Umbauten und Modernisierungen ging weiter. Die Landwirtschaftsbetriebe waren mechanisiert worden und wurden ab 2000 verpachtet. 1977 wurde der Nieschberg verkauft, nachdem er bereits von einer anderen Stiftung betrieben wurde. 1979 nahm eine neu gegründete Grossfamilie in Stäfa vietnamesische Flüchtlingskinder auf. Daraus entwickelte sich in den 1980er-Jahren als neuer Zweig ein Verbund von sozialpädagogischen Pflegefamilien in Stäfa und Herrliberg, dem sich später das ursprüngliche Heim in Felsberg anschloss. Damit verfügte *Gott hilft* Ende der 1980er-Jahre noch über zehn Kinderheime bzw. Pflegefamilien und betreute insgesamt etwa 100 fremdplatzierte Kinder.

Die Verteuerung der Plätze, die Stärkung der Elternrechte im Zivilgesetzbuch (ZGB) sowie die Neuregelung des Pflegekinderwesens von 1978 und eine allgemeine Skepsis der Zuweiser gegenüber Platzierungen in Heimen führten zu einer deutlichen Verkürzung der Aufenthaltszeiten. Statt zehn Jahre oder mehr blieben die Kinder häufig nur noch zwei Jahre im Heim. Die Angebote mussten besser geplant und auf die sich ändernden Bedürfnisse abgestimmt werden. Die Stiftungsleitung erwartete deshalb von der öffentlichen Hand eine Bedarfsplanung, die diese aber nicht leisten konnte. So wurde nach dem Trial-and-Error-Prinzip vorgegangen: Aus dem Kinderheim Trimmis wurde 1967 ein Beobachtungs- und Durchgangsheim, das wenige Jahre später als solches wieder aufgegeben werden musste. Gleich erging es dem Versuch, in Scharans eine Sprachheilgruppe zu führen. Auch sie wurde 1986 nach fünf Jahren wieder geschlossen.³⁶

Der Blick der Öffentlichkeit

1966 interessierte sich die kritische Zeitschrift *Der Beobachter* für das Heim Marin in Zizers. Sie hatte von ungewöhnlich strengen Strafen und einem einschüchternden Klima gehört.³⁷ Die neue Leitung reagierte rasch und gründlich mit einer internen Untersuchung, die zum Rücktritt der Hausmutter – Marguerite Rupflin – führte. Sie und ihr Mann übernahmen andere Funktionen innerhalb der Stiftung. Zwei Jahre später verklagte ein 10-jähriger Junge aus Trimmis das dortige Heim beim Jugendamt. Die beiden Vorfälle markierten einen kulturellen Wandel: Mitarbeitende und Kinder scheuten im Konfliktfall den Gang nach aussen nicht mehr. Dies hing mit einer neuen Sensibilität der Öffentlichkeit für die Zustände in Jugendheimen zusammen.

Kurz nach den studentischen Unruhen von 1968 flammte 1970 die *Heimkampagne* auf. Sie stellte die Zustände in den Jugendheimen an den Pranger und verlangte Reformen bis hin zur ‹Freilassung› der Jugendlichen. Über

mehrere Jahre hinweg wurden in den Medien die Zustände in den Heimen und insbesondere die Körperstrafen und andere Züchtigungen heftig debattiert.³⁸ Die *Gott hilft*-Heime waren davon direkt betroffen, kamen aber in den Medien glimpflich davon. In der gesamten Schweizer Heimlandschaft löste die *Heimkampagne* danach umfassende Reformen aus.³⁹

1.5 Ein modernes Unternehmen auf christlicher Basis: 1990–2015

Ende der 1980er-Jahre erneuerte sich die Stiftungsleitung in Etappen. Werner Haller übernahm die Finanzen und die Zentralverwaltung, Christian Mantel die pädagogische Leitung. Daniel Zindel, Sohn des bisherigen Gesamtleiters, besetzte 1993 als Theologe die geistliche Leitung und trat 1995 das Amt als Gesamtleiter der Stiftung an. Das neue «Triumvirat» erwies sich als sehr stabil; einzig im pädagogischen Bereich kam es zu einem Wechsel, indem Martin Bässler ab 2009 die Leitung der pädagogischen Angebote übernahm.

Ansonsten befand sich die Stiftung seit den 1990er-Jahren in einem tiefgreifenden Umbruch: Die grösste Zäsur bildete die Abschaffung des Bedürfnislohns im Jahr 2003 nach 86 Jahren Diakonie. Das neue Lohnsystem lehnte sich an kantonale Löhne bzw. an Branchenvorgaben an, behielt aber einen so genannten Diakoniebeitrag zwischen 1 und 10% des Einkommens bei, mit dem die Mitarbeitenden nicht subventionierte Angebote der Stiftung unterstützten. Der Verzicht auf diakonisches Arbeiten befreite die Stiftung weitgehend vom Mitarbeitermangel. Seit diesem Zeitpunkt leistet der Kanton Graubünden nun gemäss seinen rechtlichen Vorgaben Beiträge an das Restdefizit der Kinderheime.⁴⁰

Die neue Stiftungsleitung erneuerte die Führungs- und Organisationsstrukturen und gab der Stiftung ein Leitbild. Sie strebte zudem eine theologische Öffnung an und suchte nach Wegen einer zeitgemässen Verbindung von professioneller Organisation und Spiritualität. Nach mehreren Jahren, in denen die Stiftung immer wieder wechselnde soziale, christliche Projekte unterstützt hatte, engagierte sie sich seit 1997 längerfristig in Uganda.⁴¹ Bis 2004 wurden dort drei Kinderheime für Aids-Waisen gebaut und den einheimischen Mitarbeitenden übergeben. In den Folgejahren entstanden drei weitere Kinderhäuser, ausserdem wurde ein Integrationsprogramm aufgebaut.⁴²

Als neues Angebot rief die Stiftung 2003 die *Jugendstation ALLTAG* für männliche Jugendliche von 12 bis 22 Jahren ins Leben. Mit ihr wollte die Stiftung die Lücke schliessen, die sie seit Jahrzehnten immer wieder beklagte,

nämlich den Übergang von der schulischen Ausbildung in das Berufsleben.⁴³ 2008 zog die Jugendstation in das Haus in Trimmis um, das als Kinderheim aufgehoben wurde und betreute bis zu 16 Jugendliche.⁴⁴ Auch das Schulheim in Wiesen im Kanton Appenzell Ausserrhoden wurde 2009 geschlossen. Dem Schliessungsentscheid vorangegangen waren mehrjährige Versuche für einen konzeptionellen Neubeginn. Begleitet waren sie in Wiesen – im Gegensatz zu Trimmis – von Debatten über Missbrauchsvorfälle oder personelle Probleme im Heim.⁴⁵ Da der Kanton Appenzell Ausserrhoden kein Interesse an einem neuen Angebot zeigte, beschloss die Stiftung die Schliessung.

Einen Paradigmenwechsel bedeutete die Eröffnung der *Sozialpädagogischen Fachstelle* 2012. Mit ihr fasste die Stiftung in den eher präventiv ausgerichteten Beratungsangeboten Fuss. Sie übernahm und übernimmt im Auftrag von Gemeinden die Schulsozialarbeit und bietet sozialpädagogische Familienbegleitung und Beratung an. Seit 2015 besitzt die Stiftung die Bewilligung als *Familienplatzierungsorganisation*. Sie verfügt über ein Netz von 30 bis 35 Kontaktfamilien, die in akuten oder besonders schwierigen Situationen in der Lage sind, Kinder für eine bestimmte Zeit bei sich aufzunehmen. Im November 2015 hat sie in kurzer Zeit eine *Wohngruppe für 12 unbegleitete minderjährige Asylsuchende (UMA)* in Felsberg eröffnet und dazu mit der Regierung des Kantons Graubünden eine Leistungsvereinbarung abgeschlossen.⁴⁶ Insgesamt bot die Stiftung *Gott hilft* Ende 2015 in vier Heimen und drei Pflegefamilien über 90 Plätze für Kinder und Jugendliche an.

Die christliche Motivation heute

Sehr zögerlich wurde der missionarische Gedanke im Stiftungsauftrag im Lauf der Jahre zurück genommen. Dies ging nicht ohne Kämpfe und grosse Zweifel, aber zunehmend wurde im Glauben vor allem das stärkende Fundament der Mitarbeitenden gesehen. Die pädagogische Ausrichtung trat gegenüber dem christlichen Missionsgedanken in den Vordergrund. Der pädagogische Leiter Heinz Zindel betonte Ende der 1970er-Jahre, dass ein umfassendes und aktuelles pädagogisches Wissen unerlässlich sei für den Umgang mit den meist sehr schwierigen Kindern und Jugendlichen. Dennoch gebe es auch Kinder mit irreparablen Schädigungen, an denen jede Pädagogik scheitern müsse. Bei diesen Kindern bliebe nur das Vertrauen auf Gott. Damit habe der Glaubende «Zugang zu einer Kraftquelle», die anderen verschlossen bleibe.⁴⁷

Heute sieht die Stiftung ihre Stärke in der «Verbindung von Professionalität und Spiritualität» und definiert ihr Menschenbild folgendermassen: «Jeder Mensch soll seinen unverwechselbaren Wert entdecken, weil er ein einmali-

ger und unverzichtbarer Schöpfungsgedanke Gottes ist.»⁴⁸ In den aktuellen Leitlinien der Stiftung steht die Persönlichkeitsentwicklung der Kinder an erster Stelle, noch vor dem schulischen Erfolg, «da sie die Voraussetzung dafür ist, erworbenes Wissen für sich und andere verantwortlich anzuwenden».⁴⁹ Damit knüpft die Stiftung an die Erfahrungen der Gründungsjahre an. Die Kinder sollen im Heim eine taugliche Basis erhalten, um selbständig im Leben bestehen zu können. Weiterhin steht das Bemühen im Zentrum, den oft versehrten Kindern auf ihrem Weg in ein selbstbestimmtes Leben Unterstützung zu geben. Ganz anders als in früheren Jahren gelten die Kinder heute selbstverständlich weder als «elternlos», «heimatlos» noch als «verschupft». Der Einbezug ihres Umfeldes, insbesondere ihrer Familie gehört – wenn immer möglich – zu einer gelingenden Erziehung: «Wir setzen uns ein für veränderte, lebensstüchtige Kinder und Jugendliche, für die Stärkung ihrer Herkunftsfamilie und damit auch für die Stärkung der Gesellschaft.»⁵⁰

Beibehalten hat die Stiftung ihre Glaubensüberzeugung, die für sie weiterhin eine wertvolle Ressource darstellt. Diese wird offengelegt. Den Kindern, wie auch ihren Eltern und Beiständen ist bekannt, dass ihre Erziehungspersonen gläubige Christen sind. Gegenüber den Kindern werden Glaubensaspekte jedoch lediglich ins Feld geführt, wenn Mitarbeitende bei einem Kind die «Bereitschaft zur Spiritualität erkennen».⁵¹ Der Grat zwischen dem Glauben als persönliche Ressource der Mitarbeitenden und als Angebot an die Kinder muss immer wieder neu ausgemessen werden. Entscheidend ist, dass die Auseinandersetzung heute bedingungslos auf der Basis sozialpädagogischer Professionalität stattfindet und diese im Vordergrund steht.

Neuer Umgang mit der Vergangenheit

Im Nachgang zur Schliessung des Heims in Wiesen/AR geriet dieses 2010 in die Schlagzeilen wegen eines Übergriffs unter Jugendlichen im Jahr 2000.⁵² Die Stiftungsleitung entschied daraufhin, eine externe Hotline für ehemalige Heimkinder und Mitarbeitende einzurichten, da auch länger zurückliegende Übergriffe bekannt wurden. Ausserdem wurde die Struktur der Stiftung durch eine Ombudsstelle ergänzt.

Es erfolgte intern eine breite Diskussion, wo genau die Grenzen des Tolerierbaren im Heimalltag zu verlaufen hätten und welches die Verantwortung der aktuellen Generation für das Verhalten der Vorgänger sei. Die Leitung entschied, Verantwortung zu übernehmen. Seither führt sie mit allen Ehemaligen, die sich bei der Stiftung melden, persönliche Gespräche. Ein Hilfsfond zur Unterstützung der Aufarbeitung negativer Heimerfahrungen in *Gott hilft*-Heimen war bereits zuvor eingerichtet worden. Die Stiftung hat

zudem an den Vorbereitungen zum nationalen Runden Tisch für die Opfer fürsorglicher Zwangsmassnahmen teilgenommen.⁵³ Damit bekannte sie sich dazu, sich als Teil einer schweizerischen Sozialgeschichte zu sehen, die in ihren dunklen und hellen Kapiteln erst noch aufgearbeitet werden muss. Folge dieses Bekenntnisses war der Auftrag, die eigene 100-jährige Geschichte extern aufarbeiten zu lassen.